

Sabine Schönfellner

**Draußen ist weit**

Roman

Literaturverlag Droschl



# Kuckuck

## 1

Der Baum ist aus Eiche wie der Schrank, sagte Herr Dober. Ich wollte ihm das glauben, als er da im Schatten dicht am Baumstamm stand und über die Rinde strich. Ich wusste aber nicht, welchen Schrank er meinte. In seinem Zimmer gab es nur ein Regal aus Spanplatten.

Sie haben mich in der Nacht aus dem Wald geholt, sagte er später, als er im Laub einen Fuß vor den anderen setzte. Das Laub raschelte lauter als sein schwerer Atem. Therese hat mich so fest am Arm gepackt, dass ich geschrien habe. Das hast du nun davon, hat sie laut gesagt und mir ihre Fackel knapp vors Gesicht gehalten.

Er sagte, ich bin lange in einer Mulde gegessen, und ich hab so gefroren in der Weste, weil sie mir zu groß war. Oder weil ich so Hunger gehabt habe. Aber ich habe nur daran gedacht, was die Mutter mit mir macht, wenn sie mich findet. Oder noch schlimmer, wenn Therese mich zuerst findet. Dann sagte er nichts mehr, sein Atmen wurde so laut wie das Rascheln. Er zitterte stark, aber er ging weiter langsam bergauf.

Die ältere Pflegerin hatte mir gesagt, dass er sich über den Garten beschwert hatte, der sei viel zu klein, er könne ja nicht den ganzen Tag zwischen Stiefmütterchen im Kreis laufen. Sonst hat sich noch nie jemand beschwert, hatte sie hinzugefügt. Vielleicht können Sie ihm ja endlich erklären, warum das so gefährlich ist, weiter zu gehen.

Seine Schuhe waren schwarz und klobig, sie schienen ihm zu schwer zu sein, um sie zu heben. Gesundheitsschuhe mit

Klettverschlüssen, hatte mir sein Zimmernachbar erklärt, etwas anderes darf er nicht tragen. Die sind viel praktischer, wenn man seine Schuhe nicht mehr alleine schnüren kann, aber immer auf dem Gang und im Garten herumläuft wie Herr Dober. Wobei dem ja auch nicht auffallen würde, wenn er in Filzschlappen herumlaufen würde, hatte der Zimmernachbar noch gesagt. Herr Dober war neben ihm gestanden und hatte genickt. Als der Nachbar seine Tür wieder hinter sich geschlossen hatte, hatte Herr Dober gesagt, der ist ein bisschen schwierig, er erzählt immer solche Sachen.

Horch, sagte Herr Dober und blieb mitten auf dem Weg stehen. An seiner Hose war knapp unter der linken Kniekehle ein einzelnes Blatt hängen geblieben. Grün, aber an den Rändern schon eingetrocknet und gekräuselt. Ich hörte den Wind durch die trockenen Äste fahren, ich hörte die Äste knacken, auf der Straße unter uns fuhr ein Auto zu schnell vorbei. Kuckuck, sagte er. Ich lauschte wieder, aber es war nur der Wind zwischen den Stämmen. Kuckuck, Kuckuck, wiederholte er leiser. Da hörte ich es auch, ein ganz schwaches, dunkles Rufen, das aber gleich wieder verstummte, sodass ich mir nicht sicher war, ob ich es mir nicht nur eingebildet hatte.

Herr Dober hob seine Füße in den schweren Schuhen. Keuchend blieb er stehen, wandte sich zu mir um und sagte, es geht nicht weiter. Ich trat neben ihn und wischte mit der Schuhspitze die trockenen Blätter zur Seite, bis ich zur schwarzen Erde kam. Es geht nicht weiter, an dieser Stelle geht es nie weiter, sagte er.

Die Pflegerinnen schauten nicht zu oft und nicht zu genau hin, ob er im Garten blieb. Sie hatten zu viel zu tun. Sie mussten auf die aufpassen, die auf dem Gang ausrutschten, die ständig nach den Schwestern riefen und ihre Saftbecher umwarfen. Sie mussten Protokolle schreiben und Verordnungen befolgen.

Nachts ist es viel einfacher, weiter zu kommen, meinte Herr Dober. Aber man muss besser horchen und warten können. Wenn man nicht wartet, kann es passieren, dass Therese einen schon vor der Hintertür abpasst und fest in den Arm zwickt und ins Bett zurückschickt. Und es ist wichtig, langsam und aufmerksam zu gehen, damit man nicht zu weit geht, meinte er, bis zum Zaun. Zum Zaun darf man nicht gehen, das ist schlimmer als von Therese erwischt zu werden.

Ich nickte, auch wenn ich nicht wusste, wo sich der Zaun befand. »Wir sollten umkehren«, sagte ich. Er schaute einen Moment lang den Hügel hinauf, kniff die Augen zusammen, als könne er zwischen den Stämmen etwas erahnen, den Zaun vielleicht. Dann wandte er sich um, mit hängenden Schultern ging er mir voraus in Richtung Heim. Ich folgte seinen Fußspuren und fragte mich, ob bergab gehen nicht noch gefährlicher war als bergauf gehen. Als hätte er meine Gedanken gehört, wurde er noch langsamer. Ich stieß beinahe mit ihm zusammen. Er atmete angestrengt, ich hörte, wie der Atem in seinem Hals kratzte.

## 2

Das erste Mal traf ich ihn, als ich aus dem Wald kam. Es nieselte, ich hatte die Kapuze meiner Jacke in die Stirn gezogen und wollte schnell nach Hause. Im Wald war ich den Trampelpfad gefolgt. Ich hatte die feuchte Rinde und die Nadeln und die Ruhe gerochen. Ich hatte nicht mehr nachgedacht.

Ich bemerkte ihn nicht gleich, als ich mit schnellen Schritten an der überdachten Haltestelle vorbeiging, aber er rief laut, Entschuldigen Sie. Ich fühlte mich nicht angesprochen, wieder rief er, Entschuldigung. Ein alter Mann wartete auf

der Bank, die Cordhose bis zu den Knien mit Schlamm bespritzt, eine dünne Jacke, die offen stand, darunter ein braungrüner Wollpullover.

Können Sie mir bitte sagen, wann der nächste Bus in die Stadt fährt? Er sprach auf die Straße hinaus und sah an mir vorbei, als ich stehen blieb. Am Haltestellenschild neben dem Wartehäuschen hing der Fahrplan. In zehn Minuten, sagte ich.

Ich weiß nicht, ob ich so lange warten will, sagte er und schob seine Schuhspitzen zusammen und auseinander. Ich sollte gar nicht in die Stadt fahren, sagte er. Es ist nicht erlaubt, allein in die Stadt zu fahren. Es ist nicht direkt verboten, aber es wird nicht gerne gesehen. Er nestelte in seiner Jackentasche herum, außerdem habe ich kein Geld dabei.

Wo kommen Sie denn her?

Er antwortete nicht. Das Seniorenheim war nur ein paar Häuser weiter, ich überlegte, schnell hinüberzulaufen und Bescheid zu sagen, dass er hier war. Ein Auto fuhr vorbei, er blickte ihm die Straße hinunter nach. Ich sah auf die Uhr. Warten Sie kurz hier.

Ich laufe nicht weg, sagte er. Früher bin ich oft weggelaufen, aber jetzt nicht mehr. Er klang nicht traurig. Immer noch sah er an mir vorbei auf die Straße.

Soll ich Sie zurückbringen, fragte ich.

Wohin, wollte er wissen und zog seine Jacke zusammen. Ach, ins Heim, meinen Sie. Nein, das schaffe ich schon allein.

Er tat mir leid, ich fragte ihn, ob ich ihm das Geld für den Fahrschein geben sollte. Er schüttelte den Kopf. Ich trat näher heran und zog die Kapuze vom Kopf.

Frau Hellinger hat beim Mittagessen davon gesprochen, dass sie letztens in der Stadt war. Sie hat Kuchen gegessen und ihre Enkelkinder gesehen. Eigentlich will ich gar nicht in die Stadt, sagte er.

Die hohen Ginsterhecken, die schmiedeeisernen Zäune und grau verputzten Mauern hinter der Bushaltestelle verbargen die Einfamilienhäuser. Das nächste Kaffeehaus war zu Fuß mindestens zwanzig Minuten entfernt und der Supermarkt kaum näher. Hinter Mauern und Hecken standen Neubauten, die mit Säulen oder Balkonen individuell wirken sollten und doch gleich aussahen.

Ich glaube nicht, dass schon mal jemand allein in die Stadt gefahren ist, sagte er, aber sie haben Angst davor, denn sie erwähnen es so oft, dass man das nicht machen soll. Aber was soll ich schon in der Stadt.

Möchten Sie lieber woanders hin? Ich sah auf meine Schu-  
he hinunter, deren Spitzen ganz abgerieben waren. An der ausgefransten Hose hing eine Klette. Vielleicht sah ich ein wenig verwa-  
hrlost aus.

In den Wald möchte ich, sagte er. Aber da muss ich über den Parkplatz, hinaus auf die Straße, eine Straße überque-  
ren, drei Kehren den Hügel hinauf, bevor der Weg in den Wald abbiegt. Und im Wald geht man zu leicht verloren, sagt Frau Wagner. Er hob seinen rechten Fuß und zeigte mir seine Schuhsohle, die kaum Profil hatte.

Was wollen Sie im Wald?

Dort ist es ruhig. Dort findet mich keiner.

Mich auch nicht, sagte ich.

Ich setzte mich neben ihn. Er rückte zur Seite und wischte sich mit der Hand über die Hose, strich sie glatt.

Wir sahen in den Nieselregen. Ich dachte an das steile Wegstück weit oben, wo ich beim ersten Mal geglaubt hatte, dass der Weg endete. Aber ich musste nur unter den tiefhängenden Fichtenästen durch, dann verlief der Weg noch schmaler als zuvor nach oben.

Der Bus hielt vor uns, niemand stieg aus, wir nicht ein. Ich hatte das Gefühl, dass der Busfahrer noch einen Moment auf

uns wartete. Dann schlossen sich die Türen wieder, und der Bus fuhr los.

Sie wollen auch nicht in die Stadt, stellte er fest.

Nein, ich bringe Sie zurück, sagte ich. Ich war mir nicht sicher, ob er von selbst ins Heim zurückgehen würde. Es konnte sein, dass er noch stundenlang hier saß, in den Nieselregen sah und einen Bus nach dem anderen vorbeifahren ließ. Ich wunderte mich, warum niemand nach ihm suchte, mittlerweile waren doch schon einige Minuten vergangen.

Wir könnten auch in den Wald gehen, sagte er, rascher und lebhafter als zuvor. Ich kenne mich aus im Wald, dort möchte ich bleiben. Die ganze Nacht. Er musterte mein Gesicht, ich wich seinem Blick aus.

Im Wald kann man nicht bleiben, sagte ich.

Im Wald ist es kalt, aber ich kann mich verstecken, dort kenne ich mich aus, sagte er wieder.

Dafür ist es heute zu spät. Aber ein anderes Mal gehe ich gerne mit Ihnen.

Dann gehen wir zurück, antwortete er. Er stand auf und hielt seine Jacke mit einer Hand vorne zusammen, ich sah, dass der Zipf unten ausgerissen war. Ich zog mir meine Kapuze wieder über den Kopf und wir gingen nebeneinander her, an den versperrten Gärten vorbei bis zum Parkplatz vor dem Seniorenheim. Dort blieb er stehen, fragte mich nach meinem Namen und sagte mir, dass er Dober heiße, wie der Hund, nur ohne Mann. Ich verabschiedete mich von ihm und versprach, ihn besuchen zu kommen. Er nickte. Ich war mir nicht sicher, ob er mir glaubte. Ich wiederholte, dass ich bestimmt kommen würde, übermorgen, da war Samstag, und ich hatte Zeit. Ich dachte mir, dass ich wirklich vorbeikommen und ihn besuchen könnte, und sei es nur, um sicherzugehen, dass er nicht wieder allein an der Bushaltestelle saß.

Er nickte nochmals, ließ seine Jacke los und ging auf die

Eingangstür des Heims zu. Ich sah ihm nach, die Schiebetür öffnete sich vor ihm, er trat in das hell erleuchtete Foyer ein, ging an einer hohen Topfpflanze vorbei. Dann schloss sich die Tür wieder, und im Gang schien es düsterer zu werden. Ich sah auf meine Uhr und blieb dennoch auf dem Parkplatz stehen. Ich hatte vergessen, wohin ich wollte.

### 3

Zwischen den Farnwedeln war nur die Schnauze des Fuchses zu erkennen. Seine Augen musste ich mir vorstellen und die Vorderpfoten bildete ich mir wohl nur ein. Herr Dober legte den Zeigefinger auf die Schnauze und sagte, das ist wahrscheinlich nicht das interessanteste Buch, das ich habe. Man sieht die Tiere kaum. Aber manchmal vergesse ich, welches Tier auf dem Bild zu sehen ist, sitze minutenlang davor und muss es suchen.

Er zog den Bildband zu sich, blätterte vor und zurück. Auf dem Regalbrett über uns standen noch ein paar weitere dicke Bildbände, auf einem der Rücken stand »Am Amazonas«, auf einem anderen »Die letzten Bären«. Sie waren die einzigen Bücher in Herrn Dobers Zimmer.

So oft habe ich noch keinen Fuchs gesehen, sagte er, viel seltener als man glauben würde. Die meisten Leute denken, wenn man viel im Wald ist, sieht man oft Füchse. Früher haben sie auch geglaubt, dass es überall Wölfe und Bären gibt. Dass das Gefährlichste am Wald ist, dass einen ein Bär fressen könnte. Die Leute haben eine falsche Vorstellung vom Wald. Sie glauben, dass sie dauernd auf Vögel und Eichhörnchen und Rehe stoßen müssten. Dabei sind sie viel zu laut, wenn sie durch den Wald gehen. Sie unterhalten sich, sie rufen einander, sie steigen auf trockene Zweige und fallen über

Wurzeln. Außerdem gibt es keine Bären mehr. Vielleicht waren es auch nur Geschichten, dass es bei uns nach dem Krieg noch welche gegeben hat. Er strich über die Fuchsschnauze. An das erste Mal, als ich einen Fuchs gesehen habe, kann ich mich noch gut erinnern.

Auf der Anrichte zischte der Wasserkocher. Ich goss das Wasser in die abgeschlagene Teekanne. Er hatte sie von zu Hause mitgebracht, die aus dem Speisesaal durften sie nicht mitnehmen.

Es war an einem Abend, als ich schon zu Hause sein hätte müssen, sagte er. Ich habe mich beeilt und bin quer zwischen Bäumen auf dem kürzesten Weg zu unserem Haus gelaufen. Da habe ich ein lautes Knacken gehört und bin stehen geblieben. Es muss ein Vogel gewesen sein, der hochgeflogen ist, oder es war einfach nur ein Ast, der abgebrochen ist. Ich habe nach oben geschaut, nichts erkennen können, dann wieder nach unten, zwischen die Bäume, und da ist der Fuchs gestanden und hat mich beobachtet. Ganz ruhig ist er da gestanden. Er war kleiner, als ich mir einen Fuchs vorgestellt hatte. Kaum größer als ein Dackel, nur ein bisschen größer. Aber viel kleiner als ein Schäferhund. Er hat mich angesehen, als würde er darauf warten, wer von uns zuerst wegläuft. Er ist in den Wald davongesprungen. Ich bin dann viel zu spät nach Hause gekommen, Therese hat gesagt, dass ich mich nicht wundern brauche, wenn mich die Soldaten einfangen, so spät darf man nicht draußen sein. Ob sie ihren Soldaten geschickt hätte, um mich zu fangen, weiß ich nicht.

Er schlug den Bildband zu, stellte ihn ins Regal zurück und sah nach draußen. Der Nebel hing über den Häusern, sodass ich nicht hätte sagen können, ob es noch oder schon dämmerte. Ich musste gähnen, am Gang draußen hörte ich ein Klirren. Jemand hatte ein Glas fallen gelassen oder eine Vase umgestoßen, eine alte Frau jammerte leise. Eine Pfl-

gerin sprach beruhigend auf sie ein. Ich wollte noch warten, bevor ich ging, damit ich auf dem Gang nicht wieder jemandem vom Pflegepersonal begegnete. Beim letzten Mal hatte mich eine Pflegerin gesehen und zur Pflegeleitung geschickt. Die hatte mir gesagt, ich sollte mich für den Besuchsdienst bewerben. Weil das besser wäre, wenn ich offiziell käme.

Ich wartete noch auf eine Antwort, ich würde einen Anruf bekommen, hatte es geheißen, auch ein Vorstellungsgespräch sei noch vorgesehen. Aber ich hatte Herrn Dober versprochen, ihm einen guten Kräutertee mitzubringen, weil ihm der im Speisesaal nicht schmeckte. Ich wusste auch nicht, ob ich zum Besuchsdienst gehören wollte.

Herr Dober nahm zwei Tassen von seiner Anrichte und goss Tee ein. Er begann zu erzählen, dass er oft zu spät aus dem Wald nach Hause gekommen war, weil er mit den anderen Buben ein Fort gebaut hatte. Aus den Ästen von Fichten und Kiefern, die wir gefunden haben und abgebrochen oder zurechtgesägt, sagte er. Die haben wir aneinander gelehnt und zu Wänden verkeilt, um drei Bäume herum. Das war das Fort, das wir verteidigen mussten gegen die Indianer. Eigentlich sollten wir es gegen die Russen verteidigen, hat Georg immer gesagt. Aber der hat immer viel geredet und geglaubt, er weiß alles besser. Die Mädchen haben nicht mitspielen dürfen. Ich schon, obwohl ich der Jüngste war. Davon hat Therese nichts wissen dürfen, die hätte mir das bestimmt verboten.

Ich fragte ihn, warum Therese ihm so viel verbieten durfte, ob seine Mutter dazu gar nichts gesagt hatte.

Die Mutter hat zu viel zu tun gehabt, die hat sich alleine ums Haus kümmern müssen und schon zu viele Sorgen gehabt, deshalb hat Therese auf mich aufpassen müssen.

Er erzählte, dass sie lange an dem Fort gebaut hatten, weil sie nur zwei Messer und eine Säge hatten, die Georg heimlich von zu Hause mitgenommen hatte. Sie hatten sich in

dem Fort verschanzt, und andere hatten von außen mit Pfeil und Bogen angegriffen. Einen hatten sie mit einem Stein an der Schulter getroffen beim Verteidigen des Forts, deshalb durften sie dann nur noch mit Bockerln werfen. Ich wusste nicht, was Bockerln waren. Er sagte, Zapfen eben, große, die so aufgehen, und fächerte seine Hände auf. Er erzählte weiter von den Schlachten um das Fort, und dass sie mehrmals versucht hatten, eine Feuerstelle im Fort zu machen. Mal klang es so, als ob sie nur drei oder vier Buben gewesen wären, die zwischen den Fichtenästen hockten und versuchten, mit ihren Streichhölzern feuchte Zweige anzuzünden, dann wieder hörte es sich so an, als ob ein Dutzend Buben von außen mit Zweigen auf das Fort gezielt hätte, während ebenso viele von drinnen mit Bockerln zurückwarfen.

Die Mädchen waren uns böse, dass wir sie nicht mitspielen haben lassen, sie können auch kämpfen oder im Fort kochen, haben sie gesagt. Aber wir wollten nicht, dass sie dabei sind. Das geht einfach nicht, hat Georg gesagt. Da haben die Mädchen angefangen zu sabotieren, indem sie Zweige herausgezogen haben, wenn niemand von uns da war, oder unsere Bockerlvorräte gestohlen. Die kleine Schwester von Georg war auch dabei, er hat sie verhaue, aber sie hat behauptet, dass sie das nicht war. Also haben wir Wachen aufgestellt, aber wir mussten alle zum Abendessen zu Hause sein, also konnten wir nicht so lange Wache halten.

Er setzte sich wieder an den Tisch, zog seine Teetasse zu sich und fuhr mit dem Zeigefinger den Rand der Tasse nach. Jetzt weiß ich wieder, was ich eigentlich erzählen wollte, sagte er. Die Mädchen haben uns ins Fort geschissen. Georg und ich sind an einem Nachmittag zum Fort gegangen und haben uns schon im Näherkommen gedacht, dass es fürchterlich stinkt. Als wir vor dem Fort gestanden sind, haben wir gemerkt, dass der Geruch von drinnen kommt. Mitten auf den freien Platz

haben sie hingeschissen. Mir ist schlecht geworden, als ich das gesehen habe, Georg hat in der Wut angefangen, die Äste einzureißen. Das Fort haben wir aufgeben müssen, aber die Mädchen durften trotzdem nicht mitspielen.

In großen Schlucken trank er seinen Tee und sah dabei aus dem Fenster oder zu seinen Bildbänden hoch.

Wie viele Buben waren es denn, fragte ich.

Das weiß ich nicht mehr, sagte er, Georg und Fritz und noch ein paar andere. Aber die Mädchen durften trotzdem nicht mitspielen.

#### 4

Am Samstagnachmittag war es im Heim laut. Auf dem Parkplatz spielten zwei kleine Mädchen Fangen, klatschten auf die Autos und duckten sich hinter einen Kofferraum. Im Näherkommen sah ich durch die großen Glasfenster, dass im Speisesaal die meisten der Tische besetzt waren. Familien, die um die Großmutter oder den Großvater herum zusammensaßen, gelangweilte Kinder, Eltern, die sich um ein Gespräch bemühten. Vor der Eingangstür standen zwei junge Männer und rauchten schweigend, sie nickten mir zu, als ich an ihnen vorbeiging. Sie trugen dunkle T-Shirts und abgeriebene Jeans, ich war nicht sicher, ob sie hier arbeiteten oder auf Besuch waren.

Im Eingangsbereich saß ein alter Mann in sich zusammengesunken auf einem Holzstuhl. Sonst war der Eingangsbereich bis auf den Gummibaum in der Ecke wie auch beim letzten Mal leer. Jemand musste den Stuhl für ihn aufgestellt haben, oder er hatte ihn selbst mitgebracht. Er sah auf meine Füße, als ich an ihm vorbeiging. Als ich ihn grüßte, sagte er, ich werde gleich abgeholt.

Am Speisesaal ging ich mit schnellen Schritten vorbei, Herrn Dober würde ich dort nicht finden. Ich hatte ihm zugesagt, um halb drei vorbeizukommen, nun war es schon nach drei. Wahrscheinlich würde ich ihn im Garten finden. Die Pflegerinnen schickten ihn dort gerne hin, wenn er nach draußen wollte, hatte er mir gesagt. Im Gang nach hinten zum Garten konnte ich die Unterhaltungen aus dem Speisesaal hören, alle sprachen sie mit den alten Leuten immer zu laut.

Auf den Plattenwegen schob eine Frau eine Gehhilfe vor sich her, die meisten der Bänke waren besetzt. Am Maschendrahtzaun hinten hingen rote Plastikbänder, es sah aus, als hätten sie die Weihnachtsdekoration vom Vorjahr vergessen. Herr Dober war nicht zu sehen, obwohl die Sonne schien.

Ich klopfte mehrmals an seine Zimmertür, bis er leise »herein« antwortete. Er stand am Fenster und blickte nach draußen.

Sie sind nicht im Garten, sagte ich.

Zu viel los, sagte er, was soll ich da.

Ins Sonnenlicht, sagte ich.

Er sah auf die Baumspitzen und winkte mich zu sich. Da hinauf, er zeigte in die Richtung des Hügels, da hinauf muss ich.

Ich auch, sagte ich. Erst wenige Tage zuvor war ich am Abend noch einmal aufgebrochen. Ich hatte keinen Hunger gehabt und mir nicht vorstellen können, was es bringen sollte, mir Spaghetti zu kochen, schlafen zu gehen, am nächsten Morgen wieder aufzustehen. Ich war in der hereinbrechenden Dämmerung den Hügel hinaufgelaufen, immer wieder buckligen Wurzeln ausgewichen und über Steine hinweggestiegen, von denen ich schon wusste, wo sie im Weg lagen. Erst oben war ich stehen geblieben. In der Dämmerung war der Fluss in der Ferne schon grau gewesen, aber ich hatte daran denken müssen, wie er in der Morgensonne so hell war, dass er beinahe weiß wirkte.

Die alten Leute gehen im Garten im Kreis, sagte er. Sie zittern bei jedem Schritt und schauen sich die Blumen an, die alle paar Wochen neu gepflanzt werden. Sie bleiben stehen und lauschen nach Vögeln. Aber ich glaube nicht, dass die Vögel gern in den Garten kommen. Wenn, dann verirrt sich eine Amsel in den Garten und zetert laut, weil sie nicht gleich wieder nach draußen findet. Nester werden dort keine gebaut, nicht hinter dem hässlichen Maschendrahtzaun.

Sie dürfen in den Wald gehen?

Der Wald kann gefährlich sein, sagte er und kniff die Augen zusammen, als hätte er auf den Wipfeln vor dem Fenster doch noch einen Vogel erspäht.

Es klopfte an seiner Zimmertür, wir wandten uns beide um, als er »herein« sagte. Eine Pflegerin öffnete die Tür weit, musterte uns beide, ach, Sie haben Besuch? Aber warum sind Sie denn den ganzen Tag auf Ihrem Zimmer? Sie sollten vor die Tür gehen an einem so schönen Tag.

Herr Dober sah mich fragend an.

Gehen wir doch eine Runde, sagte ich.

Die Pflegerin hielt uns die Tür auf. Herr Dober ging langsam an ihr vorbei, ich nickte ihr im Hinausgehen zu. Er wandte sich nicht zur Treppe, um nach unten zu gehen, sondern dem Gang zu. Sie haben neue Bilder aufgehängt, sagte er. Es waren billige Nachdrucke von Ölgemälden in goldglänzenden Rahmen, eine Flusslandschaft, Häuser, ein Stilleben mit Obst. Sie waren mir zuvor nicht aufgefallen.

Manchmal stelle ich mir vor, das wäre schon der Wald, sagte er. Er blickte auf den ausgebleichenen Teppichboden und machte ein paar Schritte.

Im Wald sieht der Boden nicht so tot aus, wandte ich ein. Er lachte, hinter uns schloss die Pflegerin die Tür und ging nach unten.

Wenn man immer den gleichen Weg entlangläuft, sieht er

auch nicht viel anders für einen aus als dieser alte Teppich. Er hob die Ferse und schob die Schuhspitze vor und zurück, als wollte er ein Loch in den Teppichboden bohren.

Der Teppichboden ist viel zu eben. Und er riecht nach Staub, sagte ich.

Herr Dober hob den Kopf und sog durch die Nase Luft ein, ich rieche nur den Himbeersaft, den Frau Schuster ausgeleert hat. So sehr ich mich auch konzentrierte, ich roch nur den Staub.

Er hob seine Füße im Gehen vorsichtig, als würde er über Wurzeln hinwegsteigen. Ich ging in die Knie, um den Boden näher zu betrachten, in den zertretenen Fasern entdeckte ich Spuren von orange, der Teppich war früher einmal nicht einförmig beige-grau gewesen. Aber einen orange-grauen Teppich stellte ich mir auch nicht aufmunternd vor. Mit der Handfläche strich ich über den Boden. Ich bildete mir ein, dass ich spüren konnte, wie ein staubiger Film auf mir haften blieb.

Am Ende des Gangs wurde eine Zimmertür aufgezogen, ein alter Mann schaute heraus. Was machen Sie da, fragte er.

Spazieren gehen, sagte Herr Dober.

Sie schon wieder, knurrte der Mann und schloss die Tür mit Nachdruck. Ich richtete mich auf und wischte mir die Handfläche an der Hose ab. Die Hand juckte.

Herr Schneider geht nicht spazieren, sagte Herr Dober laut. Ich holte ihn ein und hob wie er meine Füße beim Gehen zu hoch. Herr Schneider bleibt auf seinem Zimmer und beschwert sich beim Essen darüber, dass die Nachspeisportionen zu klein sind.

Geht außer Ihnen niemand in den Wald?

Ich darf nicht in den Wald, sagte er. Und die anderen warten auf Besuch, auch wenn keiner kommt.

Hinter einer der Türen waren zwei schrille Schreie zu hö-

ren, dann hektisches, halblautes Gemurmel. Ich konnte nicht feststellen, woher das Gemurmel kam.

Das ist nur Frau Schuster, sagte er. Die weiß nicht immer, wo sie ist, und dann beschwert sie sich darüber. Auch wenn ihr niemand zuhört.

Gefallen Ihnen die Bilder, fragte ich.

Die sind nicht echt.

Am Ende des Gangs machte er kehrt und ging langsam zurück. Ich bemerkte, dass er seine Augen zwischendurch immer wieder für mehrere Sekunden lang schloss und seine Hände dabei nach vorne schob, die Handflächen nach unten, die Finger gespreizt, als wollte er ertasten, was sich vor ihm befand.

An seiner Zimmertür blieb er stehen. Für den Wald bin ich heute schon zu müde, sagte er.

Ich nickte. Ich komme bald wieder, dann gehen wir.

Die Hand schon auf der Türklinke, drehte er sich noch einmal zu mir. Herr Schneider ist nicht immer so schlecht gelaunt, sagte er. Wenn ich ihm meine Nachspeise abgebe, freut er sich. Aber vom Wald versteht er nichts. Er will nur im Wirtshaus sitzen und ein Bier trinken und am Samstagabend Fußball schauen.

Gibt es hier jemanden, der was vom Wald versteht?

Er wiegte seinen Kopf. Frau Navratil. Ihr Vater ist Förster gewesen, und sie hat davon erzählt, dass sie als Kind immer Schwammerln und Heidelbeeren sammeln musste, den ganzen Sommer lang. Das hat sie ihr ganzes Leben lang gemacht, immer, wenn sie nicht genug zu essen hatte, was oft der Fall war.

Und mit Frau Navratil können Sie über den Wald reden?

Er drückte seine Zimmertür auf. Sie weiß nicht mehr, wo sie ist. Vorher hat sie noch andere Sachen vergessen, aber jetzt kommt sie auch schon nicht einmal mehr zum Essen.

Er nickte mir noch einmal zu, bevor er die Tür hinter sich schloss. Ich sah noch einmal den Teppichboden an, der wieder beige-grau war und hartnäckig nach Staub roch. Ich fragte mich, ob Herr Dober wohl den Wald auf dem Hügel meinte, wenn er vom Wald sprach, oder nicht einen, den er sich so sehr vorstellte wie den Wald im Gang.

## 5

Warum haben Sie nicht gleich gesagt, dass er Ihr Großonkel ist, wollte die Pflegeleiterin wissen. Sie saß zurückgelehnt in ihrem Bürosessel. Auf ihrem Schreibtisch waren Zeitschriften aufgestapelt, über die hinweg sie mich musterte. Ich erklärte, dass meine Familie nicht einfach sei, dass es lange gedauert habe, bis ich von ihm erfahren hatte.

Am Tag davor hatte er mich das erste Mal Therese genannt. Gleich darauf hatte er sich entschuldigt und gesagt, ich weiß schon, dass du nicht Therese bist, allein schon deshalb, weil du mir nicht böse bist und in den Wald mitgehst.

Er hat noch nie Verwandte erwähnt, sagte die Pflegeleiterin und reckte ihr Kinn.

Therese ist meine Großmutter, sagte ich, und dann, obwohl ich nicht wusste, ob das stimmte, aber sie ist schon vor ein paar Jahren verstorben. Die Pflegeleiterin beugte sich zu ihrem Computer neben den Zeitschriftenstapeln. Ich versuchte, mich an ihren Namen zu erinnern, der auf ihrem Türschild unter »Pflegeleitung« stand, aber er wollte mir nicht einfallen, sodass sie für mich nur die Pflegeleiterin blieb. Sie tippte auf ihrer Tastatur herum und nickte, der Bildschirm war von mir abgewandt.

Sie kommen regelmäßig vorbei, sagte sie, ohne den Blick vom Bildschirm abzuwenden. Ich nickte und dachte an die

ältere Pflegerin, die uns am Vortag auf dem Parkplatz entgegengekommen war. Sie hatte uns nur mit einem Murmeln gegrüßt und mich gemustert.

Bei ihm sind wir uns nicht sicher, wie vergesslich er ist, oder ob er noch weiß, wo er ist, sagte sie und sah mich nun doch wieder an. Ich dachte daran, wie er am Vortag von der Eiche gesprochen hatte, aus der auch der Schrank bestand.

Er redet mit kaum jemandem, sagte die Pflegeleiterin, wenn, dann erzählt er über das Leben mit seiner Mutter und seiner Schwester, als er noch ein Kind war. Dann wieder sagt er etwas über den Bundespräsidenten oder über ein Zugangsglück, das letzte Woche passiert ist, als würde er doch die Zeitungen im Speisesaal lesen. Fernseher hat er keinen, und er kommt auch zu den Musikabenden nicht hinunter. Ich nickte.

Aber er überschätzt sich, fügte sie noch hinzu, alte Leute stürzen leicht oder finden den Weg zurück nicht mehr, auch wenn sie behaupten, dass sie sich zurechtfinden und keine Hilfe brauchen. Verstehen Sie?

Ich nickte wieder. Sie fragte mich, ob meine Adresse und meine Telefonnummer noch stimmten, die ich auf dem Formular für den Besuchsdienst angegeben hatte. Zur Sicherheit, wie sie sagte, wollte sie sie nochmals überprüfen. Sie zog das Formular unter ihrem Tisch hervor und las meine Angaben langsam vor. Ich bejahte leise alles, sie nickte zufrieden.

Am besten wäre es natürlich, Sie würden Ihre Besuche vorher anmelden, sagte sie noch. Ich fragte nicht nach, wo und wie, sondern blieb bei meinem Nicken.

Herr Dober lehnte an der Wand neben der Tür zum Garten. Neben ihm stand die ältere Pflegerin vom Vortag und sah ihn abwartend an. Sie sagte, er hat davon gesprochen, dass er in den Wald will. Hier im Garten ist es doch schön.

Wir bleiben im Garten, versprach ich. Herr Dober sah auf

seine Schuhe. Als die Pflegerin davonging, sagte er, sie müssen alles bestimmen, wie Therese. Sie glauben nie, dass ich alleine entscheiden kann. Als ob ich ein Kind wäre. Er drückte die Tür zum Garten auf, kalte Luft schlug uns entgegen. Eine Frau schob ihren Rollator den Betonplattenweg zum Haus heran, Herr Dober hielt ihr die Tür auf, sie nickten einander zu.

In den Beeten standen kahle Rosenstöcke. Die grünen Holzbänke waren alle leer, vorhin hatte es leicht geregnet. Herr Dober deutete auf die Platten vor uns, hier wächst kein Grashalm dazwischen und auch kein Moos darauf. Sie schrubben die so oft und schneiden das Gras so kurz, dass es vertrocknet.

Er sagte, unsere Hühner würden hier nichts zum Fressen finden. Das ist schlimmer als bei unserem Stall, da sind sie wenigstens in den Hof hinausgekommen, wo noch Unkraut gewachsen ist.

Er hielt seine Jacke mit einer Hand vor dem Körper zusammen. Er sah zum Ende des Gartens hin, wo eine schütterte Hecke und der Maschendrahtzaun ihn vom Gehweg dahinter trennten. Einmal ist Therese bis spätnachts nicht nach Hause gekommen, sagte Herr Dober. Das ist lange her.

Er ging weiter in Richtung Zaun. Das ist lange her, sagte er noch einmal, diesmal sehr laut, als ob es außer mir noch jemand anderes hören sollte. Im Heim war es dunkel. Am einzigen erleuchteten Fenster im zweiten Stock stand ein alter Mann mit Glatze und sah zu uns.

Sie beobachteten uns, sagte ich. Ich wusste selbst nicht, ob ich es ernst meinte.

Wir sollen nur glauben, dass sie uns beobachten, sagte er, so ist es immer. Ich wandte mich wieder dem Zaun zu, Herr Dober bog auf den Plattenweg ab, der parallel dazu verlief. Ich machte ein paar schnelle Schritte, um ihn einzuholen.

Hier waren die Platten des Gehwegs nicht so sauber. Weil man sie vom Heim aus nicht sehen konnte, dachte ich, oder weil hier kaum jemand entlangging vielleicht.

An manchen Tagen bin ich weiter weg, sagte er leise. Er hielt den Kopf gesenkt, dass ich seinen Gesichtsausdruck nicht erkennen konnte. Ich weiß, sagte ich.

An einer Bank hielt er an, ich überlegte, ob ich ihn darauf hinweisen sollte, dass sie feucht war vom Regen. Doch er berührte nur kurz die Rückenlehne, strich über das Holz und ging dann weiter.

Die Tür zum Garten wurde aufgezogen. Ich erkannte die Pflegerin von vorhin, sie schloss die Tür wieder. Wir gingen an mehreren kahlen Beeten vorbei, die Blumen waren abgestorben oder die Blumenstöcke waren für den Winter schon ausgegraben worden. Auf dem Rückweg wurde Herr Dober langsamer und schien die Platten vor seinen Füßen genau zu mustern. Solange ich es noch weiß, sollte ich es erzählen, sagte er. Ich weiß nicht, wie lange ich es noch weiß. Er zögerte, vielleicht erinnere ich mich auch falsch.

Woran, sagte ich.

Es kann gut sein, dass ich mich falsch erinnere. Ich fragte ihn nochmals, woran, doch er schien mich nicht zu hören. Mit jedem Schritt, mit dem wir näher zum Haus kamen, wurde er langsamer. Das Licht vom Gang fiel auf den Plattenweg, erleuchtete die letzten Steine. Therese hat gesagt, flüsterte er, hinter dem Zaun sind die Russen. Sie sind eingesperrt, aber was, wenn sie herauskommen?

Ich hielt ihm die Tür auf, er trat ins Haus hinein. Im grellen Licht der Neonröhren blieb er stehen und sah zurück in den Garten, seine Hände zitterten leicht. Zwei Frauen kamen den Gang entlang, die Frau am Rollator von vorhin und eine zweite, die sich auf einen Stock stützte. Sie unterbrachen ihre Unterhaltung. Ich drückte mich an die Wand und deutete ih-

nen, dass sie vorbeigehen sollten, doch Herr Dober blieb mitten im Gang stehen. Die Frau schob ihren Rollator mühsam um ihn herum, die andere sah ihn strafend an, drückte sich aber auch an ihm vorbei. Vom Speisesaal konnte ich hören, wie Stühle verschoben wurden, Besteck klirrte, eine resolute Frauenstimme rief zur Ordnung.

In Wahrheit waren es mehr Franzosen, sagte Herr Dober. Das habe ich später erfahren, dass es eigentlich Franzosen waren, ein paar Russen vielleicht, aber die meisten waren Franzosen. Vor den Russen haben nur alle Angst gehabt, deswegen haben sie übertrieben. Als die Franzosen zum Arbeiten herausgekommen sind, haben wir zuerst nicht mit ihnen reden dürfen. Aber die haben immer nach unten geschaut, wenn man sie laut gefragt hat. Wahrscheinlich haben sie gar kein Deutsch gesprochen.

Er richtete sich auf.

Therese hat so getan, als ob sie alles darüber wüsste, was hinter dem Zaun passiert. Therese konnte sich aus und Therese durfte mich in der leeren Speis einschließen, wenn ich zu spät nach Hause gekommen bin, sagte er. Und noch Schlimmeres, aber das hat die Mutter nicht geglaubt.

Er nickte mir zu und ging in Richtung Speisesaal los, ich komme schon wieder zu spät. Bis morgen, rief ich ihm nach, obwohl ich nicht vorgehabt hatte, ihn gleich am nächsten Tag wieder zu besuchen. Er antwortete nicht.

## 6

Bald darauf gingen wir wieder in den Wald. Er wartete auf dem Parkplatz vor dem Haus und sagte anstatt einer Begrüßung, sie haben mich in der Nacht aus dem Wald geholt.

Die Pflegerinnen?

Er schüttelte den Kopf, sagte aber nichts mehr.

Dieses Mal ging ich ihm voraus. Nur mit einem Nicken hatte er mir gedeutet, dass ich vorgehen sollte, als wir von der Straße auf den Waldweg einbogen. Ich wählte einen anderen Weg als beim letzten Mal. Ich wollte nicht, dass er wieder im Laub stehen blieb und traurig sagte, dass es hier nicht weiterging.

Hinter mir hörte ich ihn angestrengt atmen. Mir war zuvor aufgefallen, dass seine Schuhe ganz schlammverkrustet waren, die Klettverschlüsse waren ebenso mit einer Dreckschicht überzogen wie die Fersen und die Kappen vorne. Niemand schien ihm seine Schuhe zu putzen, wahrscheinlich war er dafür selbst verantwortlich, aber er achtete nicht darauf. Wenn seine Schuhe immer schmutzig waren, konnte aber auch niemand erkennen, ob er wieder unterwegs gewesen war.

Wahrscheinlich hatte er nicht die letzte Nacht gemeint, fiel mir ein. Es konnte gut sein, dass es ihm als Kind doch einmal gelungen war, im Wald zu bleiben, und dann hatten seine Mutter, Therese und die Nachbarn ihn gesucht.

Therese, flüsterte er. Ich drehte mich zu ihm um, weil ich dachte, er hätte mich angesprochen, aber er schaute nur auf das Laub vor seinen Füßen und folgte mir weiter.

Was ist mit Therese, fragte ich ihn. Er atmete schwer und stieß fast mit mir zusammen. Erschrocken stoppte er und schaute auf. Er suchte mein Gesicht ab. Von dort sieht man weit, sagte er und deutete den Hügel hinauf, neben zwei großen Fichten verbreiterte sich der Weg zu einem kleinen Platz.

Ich ging weiter und fragte mich, ob er mit sich selbst gesprochen hatte. Vielleicht hatte die Pflegeleiterin recht und niemand konnte abschätzen, wie weit er weg war. Ich bildete mir ein, dass ich ihn verstand und dass er mir etwas zu sagen hatte. In Gedanken vertieft war ich schneller gegangen und erreichte die zwei Fichten lange vor ihm. Er schien sich kaum vom Fleck

bewegt zu haben. Aber er schaute nicht mehr nur auf den Weg vor sich, sondern nach links und rechts in den Wald hinein, als wäre ihm erst jetzt aufgefallen, wo er sich befand.

Die Bäume bildeten hier eine Schneise, sodass man auf die Häuser und auch auf den Fluss in der Ferne schauen konnte. Den Fluss konnte ich nur erahnen, ich wusste, erst von weiter oben hatte man einen guten Blick auf das Tal. Ich war nicht sicher, ob er es schon so weit nach oben geschafft hatte.

Auf Herrn Dobers Stirn glänzte der Schweiß. Er blieb neben mir stehen, atmete mehrmals tief ein und aus, deutete auf die Schneise, schau. Ich nickte. Ich hörte ein Auto unten auf der Straße vorbeifahren. In einem der Einfamilienhäuser, auf die wir nun hinuntersahen, ging im oberen Stockwerk ein Licht an. Wäre ich unten auf der Straße an dem Haus vorbeigegangen, wo es durch eine hohe Mauer oder einen Zaun vor Blicken geschützt war, hätte ich das nicht bemerkt.

Mir ist wieder eingefallen, dass Therese einmal eine ganze Nacht weg war. Ich hatte das vergessen, sagte er.

Ich wollte ihm nicht sagen, dass er das schon erwähnt hatte, ich sah weiter auf die Häuser, das Licht wurde wieder gelöscht. Mutter hat sich Sorgen gemacht, auch wenn sie es mir nicht sagen wollte. Das Abendessen ist auf dem Tisch gestanden, als ich nach Hause gekommen bin. Die Mutter hat gesagt, wir müssen alleine essen, Therese kommt später. Wir haben schweigend gegessen, die Mutter hat zu der Zeit nicht mehr viel gesagt. Ich habe nach dem Abendessen alles ordentlich weggeräumt, die Teller gespült und abgetrocknet. Therese hat immer geschimpft, wenn ich etwas nicht so gemacht habe, wie sie es wollte. Er ist auch schon groß und muss mithelfen, hat sie zur Mutter gesagt. Ohrfeigen hat sie mir keine gegeben, aber auf den Hinterkopf hat sie mich geschlagen, mit dem Kochlöffel, aber da hat man es nicht gesehen, unter den Haaren.

Er zippte seine Jacke zu, ich sah, dass der Reißverschluss repariert worden war. Der aufkommende Wind ließ die wenigen verbleibenden Blätter an den Bäumen rascheln, an den Fichten neben uns schwankten nur die dünnen Zweige ein wenig. Er erzählte, dass er sich bald darauf schlafen gelegt hatte. Er konnte jedoch nicht einschlafen, weil er darauf wartete, dass Therese nach Hause kam. Im Haus war es still, nur manchmal hörte er die Schritte seiner Mutter, die in der Küche auf und ab ging, zu ihrem Schlafzimmer, dann wieder in die Küche. Als er schon fast einnickte, seine Gedanken immer wirrer wurden, er überlegte, wie er das Fort in der Küche neu aufbauen sollte, hörte er plötzlich laute Stimmen. Die Mutter und Therese stritten in der Küche, nach wenigen Sätzen wurden sie aber leiser. Er schlief ein mit dem Gedanken, dass nun auch Therese endlich einmal bestraft werden würde. Doch am nächsten Morgen, als er aufstand und in die Küche kam, stand Therese am Herd und sagte ihm, er solle sich sein Frühstück selbst machen. Er musterte sie aufmerksam, doch er konnte nicht erkennen, dass sie blaue Flecken oder Kratzer hatte, die Mutter hatte sie nicht geschlagen.

Herr Dober wandte sich von der Schneise ab und zeigte den Hügel hinauf. Dort oben ist eine Bank, sagte er, setzen wir uns einen Moment hin. Die findet fast niemand. Ich konnte zwischen den Bäumen keine Bank erkennen. Er ging voran und bog dann auf einmal vom Weg ab, wo ich gar keine Abzweigung erkennen konnte. Zwischen dornigen Hagebuttenbüschen drängte er sich auf eine kleine Lichtung durch, wo die stark verwitterte Bank stand. Wir setzten uns.

Weder Therese noch die Mutter haben je wieder darüber gesprochen, dass sie so lange weg war, erzählte er. Sie ist in der nächsten Zeit immer wieder länger weg gewesen. Zu mir ist sie noch böser geworden, sie hat mich ständig mit dem Kochlöffel geschlagen, weil ich nicht ordentlich aufgewischt habe,

die Hühner nicht richtig gefüttert habe, solche Sachen, bis ich mir nicht sicher war, ob sie nicht nur nach einer Ausrede gesucht hat für den Kochlöffel.

Er klopfte weiter seine Schuhe aneinander, im sonst stillen Wald war es das einzig hörbare Geräusch. Die Mutter hat einmal zu mir gesagt, dass Therese jetzt fast erwachsen ist und ihre eigenen Entscheidungen treffen kann, meinte er. Sie hat dabei auf den Boden geschaut, daher war ich sicher, dass sie mich anlügt.

Wo war Therese die ganze Zeit, fragte ich.

Er zuckte mit den Schultern, wo soll sie schon gewesen sein. Sie hat einen Soldaten gehabt, hat es geheißsen. Dabei war er gar kein Soldat, nur ein Aufseher. Besser ein Aufseher als ein Franzose, hat Georg gemeint.

Ich bin dann noch öfter in den Wald gelaufen, sagte er, und auch länger geblieben, obwohl ich wusste, dass dann wieder der Kochlöffel kommt. Der Kopf hat mir so wehgetan, dass ich nur auf der Seite habe schlafen können. Im Wald haben wir zu der Zeit schon Krieg gespielt. Wir gegen die Russen. Weil niemand die Russen spielen wollte, haben wir gegen unsichtbare Russen gekämpft, auch wenn Georg gesagt hat, dass das Unsinn ist. Bis Georg auch weg war.

Er zog seine Schultern hoch. Die Hagebuttensträucher vor uns hatten auch schon die Blätter verloren. Es tat ihm bestimmt nicht gut, immer in diesen Geschichten zu versinken, dachte ich, wohin sollte das schon führen? Aber so würden die Pflegerinnen auch denken, korrigierte ich mich selbst, sie würden ihm gern das Erinnern verbieten, weil es nur Ärger machte. Und eben das erinnerte ihn noch stärker an früher.

Es ist gar nicht kalt, sagte er und nahm seine Hände aus den Jackentaschen. Ich bin Schlimmeres gewöhnt. Ich war sogar im Winter draußen, im Dunkeln habe ich den Weg nach Hause auch schnell gefunden, dazu musste ich ihn nicht sehen.

Wir sollten zurück, sagte ich und stand auf.

Er tat so, als ob er mich nicht gehört hätte, und spielte am Reißverschluss seiner Jacke. Ein Vogel flog an uns vorbei und landete laut schimpfend auf einem Ast rechts von uns. Es war eine Drossel, sie legte den Kopf schief.

Gehen wir, es wird dunkel, sagte er. Er stand rasch auf, im Vorbeigehen tippte er mir an die Schulter und sagte, ich finde den Weg zurück schon, keine Angst. Die Hagebuttenranken verhakten sich in seiner Hose, aber er riss sich los, ein kleiner Zweig blieb am Hosenbein hängen. Ich folgte langsam und stieg über die Ranken hinweg. Bergab war er schneller unterwegs, er achtete auch nicht darauf, wo seine Füße hintraten, sondern ging mit erhobenem Kopf und sah sich zwischen den Bäumen um. Ich dachte, dass er schneller geworden war, weil er sich auf der Bank ausgeruht hatte.

Als ich mich am Parkplatz von ihm verabschiedete, sah ich, dass der Zipp seiner Jacke wieder ausgerissen war. Ihn schien es nicht zu kümmern, ihm war nicht kalt. Er verabschiedete sich mit einem Lächeln. Im Speisesaal war das Licht schon aus, er hatte das Abendessen verpasst. Ich hoffte, dass er nicht dafür bestraft werden würde, bis mir einfiel, dass drinnen nicht Therese auf ihn wartete, sondern nur die Pflegerinnen vom Nachtdienst.

## 7

Für Anfang Oktober wurde es noch einmal ungewöhnlich warm, doch Herr Dober bekam davon nicht viel mit, weil er mit einer schweren Erkältung im Bett lag. Die Pflegeleiterin schickte mich einmal weg, als ich ihn besuchen wollte. Sie passte mich auf dem Gang ab und erklärte mir, er ist schwer krank und braucht Ruhe. Ich fragte nach, was ihm